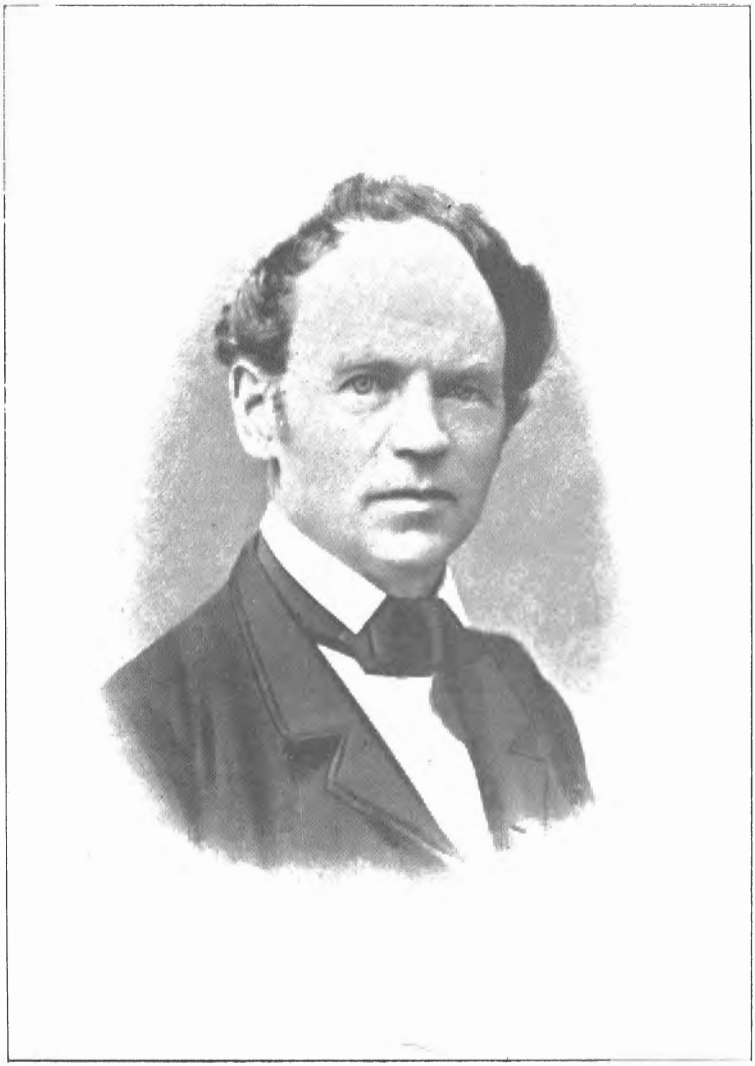
CARL VOIGT

GEDENKBLATT
ZUR 100. WIEDERKEHR
SEINES GEBURTSTAGS

1805 :: 1905
26. November

FÜR SEINE KINDER UND ENKELKINDER
ALS HANDSCHRIFT GEDRUCKT

LEIPZIG 1905



Carl Voigt

* 26. November 1805 zu Naumburg
† 15. Juni 1881 zu Leipzig.

CARL VOIGT

GEDENKBLATT
ZUR 100. WIEDERKEHR
SEINES GEBURTSTAGS

FÜR SEINE KINDER UND ENKELKINDER
ALS HANDSCHRIFT GEDRUCKT

LEIPZIG 1905

WOHL ist es ein bedeutsamer Gedenktag, den wir am 26. November feiern wollen: die hundertste Wiederkehr des Geburtsfestes unseres lieben Papa Voigt, von dem so viel Segen über Kinder und Kindeskinder ausgeströmt ist. Eine stattliche Schar: am Leben sind 5 Kinder und 6 Schwiegerkinder, 26 Enkel und 13 Schwiegerenkel, eine Braut mit eingeschlossen, und 18 Urenkel. Und die Neffen und Nichten und deren Familien feiern im Geiste mit uns den Tag und erinnern sich dankbar, was ihnen „Onkel Carl" gewesen ist.

Im August 1866, fünf Jahre nach dem Tode seiner zweiten Gattin, hat unser Papa — so wurde er zum Unterschied von den Vätern der Schwiegerkinder von uns allen genannt — eigenhändig, obwohl schon von ernster Krankheit heimgesucht, eine kurze Beschreibung seines Lebens aufgezeichnet und „seinen geliebten Kindern" gewidmet. Der Kinder waren damals noch sieben am Leben; verheiratet waren die beiden ältesten Töchter, und die zweite von ihnen, Helene Clemen, hatte zwei Söhne. Schon gegen Ende des nächsten Jahres, 1867, mußte unser Papa den bitteren Schmerz erfahren, daß sein ältester Sohn Julius, sein Nachfolger in dem 1830 von ihm begründeten Handlungshause Berger & Voigt, im Alter von 22 Jahren vom Typhus dahingerafft wurde. Er selber hat noch fast fünfzehn Jahre gelebt — großenteils unter Schmerzen, während der letzten Jahre ganz ans Krankenlager gefesselt, aber bis ans Ende als das geistige Haupt des immer mehr erweiterten Familienkreises, über den die Tafel am Schlusse dieses Heftchens (Anlage III) näheren Aufschluß gibt.

Papas eigne Aufzeichnungen sind nach seinem Tode für die Familie vervielfältigt worden, ihr Inhalt braucht hier nicht wiederholt zu werden. Hinzuzufügen ist vor allem ein Abriß seines späteren Lebens. Aber auch aus der früheren Zeit bedarf manches näherer Ausführung oder doch der Hervorhebung, und das Bild seiner Persönlichkeit, das in seinen Grundzügen

aus jenen Aufzeichnungen hervorschaut, mag durch einige weitere Züge wohl ergänzt werden. Sein Äußeres vergegenwärtigen uns hier zwei Bilder: das Miniatur-Medaillon, von Jung 1829 gemalt, und die Photographie, die 1866 als Grundlage des großen Ehrhardtschen Ölbildes aufgenommen worden ist. Während diese den älteren Mann zeigt, wie er seinen Kindern und Schwiegerkindern im Gedächtnis lebt, mag jenes Anlaß bieten, seine „still redenden Züge“ in dem einen oder andern seiner Enkel wiederzufinden. Freilich läßt der Schwarzdruck die Freundlichkeit des Anblicks, zu dem die blühende Gesichtsfarbe, das dunkelblonde Haar und der blaue Staatsrock mit goldenen Knöpfen zusammenwirken, kaum ahnen.

Naumburg an der Saale, wo Papas Eltern lebten, war zwar nur eine kleine Stadt, aber als Sitz hoher Behörden und Anstalten, u. a. des Domstifts mit seinem Gymnasium, die ansehnlichste im westlichen Teile des Kurfürstentums Sachsen, zu dem es bis 1815 gehörte. Es war ein vornehmes geistiges Leben, das dort herrschte, und Voigts standen in freundschaftlichem Verkehr mit den ersten Familien: Lepsius, Pinder, Thränhart. Zu dem Freundeskreise gehörte auch mein Großvater mütterlicherseits, der Konrektor Gernhard mit seiner jungen Frau. Als er 1811 als Rektor der Domschule nach Freiberg berufen wurde, widmete Frau Voigt den Scheidenden ein herzliches Abschiedsgedicht. Das freundschaftliche Band hat sich dann auf das jüngere Geschlecht vererbt.

Papas Vater, Adam Friedrich Christian Voigt, ein wegen seines Charakters hochangesehener Advokat, starb, noch nicht 37 Jahre alt, am 6. März 1809, als sein Sohn Carl erst im 4. Lebensjahre stand. Was uns über seine Familie bekannt ist, findet sich auf Anlage I verzeichnet, die zugleich das Nötigste über Papas Geschwister und deren Nachkommen enthält. Daß seine Mutter, Friederike Sophie Elisabeth geb. Kirsten, eine durch Geist und Gemüt hervorragende Frau gewesen ist, geht schon aus seinen Aufzeichnungen hervor. Ihr Äußeres, mit dem das ihrer Töchter Emilie und Luise viele Ähnlichkeit zeigte, gibt das im Besitz ihres Enkels Hans Voigt befindliche Ölbild wieder, dessen Nachbildung diesem Heftchen beigefügt ist. Mit welchem Ernste sie sich der Erziehung ihrer sechs Kinder widmete — der jüngere Sohn Woldemar ward erst vier

Wochen nach dem Tode seines Vaters geboren —, dafür bietet ein noch vorhandener Brief, den sie im Mai 1820 während der ersten längeren Trennung von Dresden aus an ihren Carl gerichtet hat, ein schönes Zeugnis. Durch seinen Lehrherrn Gerischer hatte sie mündliche Nachricht über sein Wohlbefinden empfangen; zugleich hatte sie gehört, daß demnächst ein junger Franzose nach Naumburg kommen werde, und nun empfiehlt sie dem Sohne, daß er diese Gelegenheit, sich im Französischen zu vervollkommnen, gewissenhaft benutzen möge. „Denke immer daran, mein guter Sohn, daß jetzt die Zeit ist, wo Du den Grund zu Deinem einstigen Glück legen kannst, es wird jetzt gar zu viel von einem jungen Kaufmann verlangt, mehr als sonst, auch in Hinsicht auf sein äußeres Benehmen. Vernachlässige aber auch die Bildung Deines Herzens nicht, die uns erst den eigentlichen Wert gibt, suche Dein Gefühl rein zu erhalten, Du wirst immer größer und älter, die Verführung wird auch Dir sich nahen, darum waffne Dich beizeiten mit einem tiefen Abscheu vor allem Unsittlichen und Gemeinen, und das Andenken an Deine Mutter, die Dich unaussprechlich liebt, die ihre schönsten Hoffnungen auf Dich baut und deren Freude und Kummer vorzüglich auch in Deiner Hand liegt, müsse Dich nie verlassen. Vor allem aber möge der Gedanke an Deinen himmlischen Vater, der Dir, dem Vaterlosen, so viele Beweise seiner Güte und Fürsorge gab, nie aus Deinem Herzen weichen. Glaube mir, mein lieber Sohn, der tugendhafte Mensch ist der Alleinglückliche! — Alles äußere Glück liegt außer den Grenzen unserer Macht, nur was in uns wohnt, das bleibt, ewig — ewig! — — Ich schreibe Dir sehr ernst, lieber Carl, aber nimm es als einen Beweis, daß sich mein Herz und meine Muttersorge immer mit Dir beschäftigt, Du warst so gut, hattest mich immer so lieb, ach! ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn Du, durch leichtsinnigen Umgang verführt — ich will nicht sagen ein schlechter Mensch — aber nur so einer würdest, wie es jetzt so viele gibt, die Ausschweifungen für nichts achten, oder sich wohl gar damit rühmen, ich würde mich tief betrüben, wenn ich den Sinn für das Schöne und Edle und Gute, den Dein Lehrer und ich nach Kräften in Dir zu wecken suchten, wieder untergehen sähe. Darum achte nichts gering, was Dich von diesem Weg entfernen oder weiter darauf fort-

führen kann. Lies diesen Brief, ich bitte Dich! mit Nachdenken, und prüfe Dich, was Du bisher tatest oder versäumtest, sei fest und beharrlich in Deinen Entschlüssen."

Im Anschluß daran mag eine Stelle aus einem fast zwanzig Jahre später geschriebenen Trostbriefe seines Freundes Julius Pinder, von dem noch weiter zu reden sein wird, hier Platz finden: „Du hast so oft in Deinem Wesen mir das Bild Deiner verklärten Mutter zurückgerufen, wie es die Erinnerung der frühen Jugend mir bewahrt hat; Du stehst jetzt ihr gleich in den Prüfungen, die Gott über Dich verhängt hat, und Du wirst wie sie geläutert daraus hervorgehen. Möge ihr milder Geist Dich umwehen und Dir ihren Frieden mitteilen!"

Nächst ihren Kindern war der Gegenstand ihrer Sorgen und ihrer Freuden der Weinberg, auf dem sie einen großen Teil des Jahres zuzubringen pflegte, wenn auch das Häuschen nur dürftigen Schutz für die Nachtruhe und gegen Unwetter bot. Ebenso knüpfte sich an ihn ein gutes Teil von Papas Jugenderinnerungen — dort ward auch seine Lust am Feuerwerkern erweckt. Die Mutter fand dort die schönste Muße für ihre Neigung zum Dichten, die von den Freunden und selbst von der Stadt nicht selten in Anspruch genommen wurde, wenn es galt, eine Feier, sei es freudiger oder ernster Art, durch ein Lied oder eine dichterische Ansprache zu weihen. Von einem ihrer Gedichte, mit dem sie im August 1808 eine Freundin zum Besuch auf dem Weinberg einlud, mögen die drei letzten Strophen hier folgen:

Sieh, wie die Berge glänzend sich erheben,
Wenn Nebelwolken ihren Fuß umziehn,
Und wie der Hügel schwerbehang'ne Reben
Im Widerschein der Abendsonne glühn.

Und abends, wenn aus wolkenloser Ferne
Der Mond so still in meine Laube blickt,
Wenn dann das Heer zahlloser goldner Sterne
Der Schöpfung weiten Tempel schmückt:

Dann sinkt die Erde unter mir, verschwunden
Ist jeder Schmerz, erhoben fühl' ich mich!
Dies sind die seligsten von meinen Stunden;
Du friedliches Asyl, wie lieb' ich dich!

Aus einem längeren Gedicht, das sie im Juli 1809 dem Andenken des früh heimgegangenen Gatten gewidmet hat, mögen hier wenigstens einige Zeilen folgen:

Mußt' Er daheim nur den Berufsgeschäften
Sein Leben weih'n
Und Fremden seine schönsten Stunden opfern,
Hier war Er mein!
Hier lebt' Er mir und unsern guten Kindern,
Sein froher Sinn
Vergaß die Sorgen, gab sich schönern Freuden
So kindlich hin!
Wie köstlich schmeckte hier aus irdner Schale
Uns Milch und Brot,
Es malte sich auf fröhlichen Gesichtern
Das Abendrot.

Ihrem Stiefvater Friedrich Zätzsch, der sie stets wie eine leibliche Tochter gehalten hatte und nach dem Tod ihres Mannes und ihrer Mutter ihr Berater und Helfer war, widmete sie 1818 zu seinem Geburtstag 18 Psalmen, die sie in stillen ernsten Stunden dem Psalmisten nachgedichtet hatte und die den Grundstock der nach ihrem Tode von Tiedge herausgegebenen kleinen Sammlung bilden. Im Geleitwort sagt sie darüber:

Zu meinem Eigentum wollt' ich sie weihen,
Sie sollten meinen Dank und meine Klagen,
Mein Bußgebet zum Thron der Gottheit tragen
Und meiner Schwachheit ihre Kraft verleihen.
So anzueignen mir des Dichters Lieder
Versucht' ich schüchtern . . .

Der kürzeste dieser Psalmen — zugleich einer der bekanntesten — lautet in ihrer Umdichtung wie folgt:

Der 23. Psalm.

Dir, Herr, mein Gott, Dir hab' ich mich ergeben!
Du bist mein Hirt, mein Führer durch das Leben!
Mir mangelt's, wenn ich Dich im Herzen habe,
An keiner Gabe.

Du führest mich, werd' ich dir nur vertrauen,
An deiner Hand durch blumenreiche Auen,
Erquickest mich in mittagsheißer Schwüle
An Baches Kühle;

Reichst mir den Stab, wenn meine Kraft ermattet,
Und wenn die Nacht den Lebenspfad umschattet,
Zeigst du mir tröstend in der weiten Ferne
Der Hoffnung Sterne.

Und führt mein Weg ins dunkle Tal der Leiden,
Bin ich getrost! Nichts wird von dir mich scheiden,
Mit dir dring' ich durch Nacht und Todesgrauen
Zum sel'gen Schauen.

Der Segen der Mutter hat den Sohn durch sein ganzes Leben begleitet.

Der Entschluß, Kaufmann zu werden, der durch den Mangel an Mitteln zum Studieren nahegelegt war, scheint ihm nicht schwer geworden zu sein. Wohl aber mag, da er nun als Lehrling nach damaligem Gebrauch allerlei niedere Dienste, auch häuslicher Art, verrichten mußte, manchmal ein sehnsüchtiger Blick nach den Freunden hinübergeflogen sein, die sich auf die Universität vorbereiten durften. Das Zeug zu einem tüchtigen Kaufmann war ihm in die Wiege gelegt und durch Erziehung ausgebildet: klarer Blick, rasche Auffassung und rascher Entschluß, gewinnende Offenheit im Umgang, wirtschaftlicher Sinn und Zuverlässigkeit. Seiner Selbständigkeit und Sicherheit im Auftreten kam zu statten, daß er schon im letzten Lehrjahre fürs Geschäft reisen durfte. Er konnte mit Goethe sagen, daß er weniger aus Büchern als aus dem Leben und dem Gedankenaustausch mit gescheiten Leuten gelernt habe. In seinem reiferen Alter war er Meister in der Unterhaltung. Großen Wert legte er auch, besonders für den Kaufmann, auf die Fähigkeit, einen in jeder Hinsicht musterhaften Brief zu schreiben.

Im Zeitalter Jean Pauls war der Freundschaftskultus im Schwung. Aber auch für diese Zeit ragte die Freundschaft, die ihn mit Julius Pinder verband, weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Eine gemeinsame Harzwanderung blieb beiden un-

vergeßlich. Als dann der junge Kaufmann in Leipzig Stellung gefunden hatte, wählt ihm zuliebe der Freund die Universität dieser Stadt — in einer Zeit, in der ein viel empfohlenes Lesestück, „die Pfirsiche“, der Jugend das böse Wort einprägen durfte: „Behüte dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest.“ Als jener sich dann verlobt hat, ist der Freund der Dritte im Bund in einem Maße, das uns bald Lächeln, bald Bewunderung abnötigt. Und die Freundschaft hält Stich in jeder Prüfung. Im Frühling des wunderbaren Jahres 1848 wurde Pinder, damals Oberbürgermeister von Breslau, zum Oberpräsident der Provinz Schlesien ernannt — bei dem fortwährenden Schwanken und Schaukeln der Krone und der Regierung ein heikles Amt! Der Ausbruch des Aufstandes im Herbst stellte ihn, da telegraphische Einholung von Weisungen damals noch im Schoße der Zukunft lag, vor eine Entscheidung, die ihm — so oder so — seine Stellung kosten konnte. Überzeugt, daß die Krone selber durch ihr Verhalten gegen die Nationalversammlung Anlaß zum Aufstand gegeben und damit die Grundlagen des Staats gefährdet habe, handelte er dieser Überzeugung gemäß: er erklärte, dem Beschlusse der Nationalversammlung nicht entgegentreten zu wollen, und hatte die Genugtuung, „daß mit diesem Tage die Partei der Revolutionäre völlig in sich selbst zerfiel und jede Macht verlor.“ Er selber aber wurde zur Disposition gestellt und zog sich auf das seinem Schwager Professor Dr. Kuh gehörige Gut Woinowitz i. Schl. zurück. Darob natürlich im Kreise der Verwandten und Freunde, besonders in dem überloyalen Naumburg, große Bestürzung und dann ein erregter Briefwechsel, in dessen Verlauf der Abgesetzte ruhig erklärte, daß er unter gleichen Umständen dasselbe noch einmal tun würde. Ein schönes Zeugnis der unwandelbaren Freundschaft ist der Brief vom 8. Februar 1849, in dem er „seinem geliebten Carl“ den Hergang ausführlich darlegte. Hier nur ein paar Stellen aus dem bedeutsamen Schriftstück. „Daß Du in Naumburg gewesen warst“ — so beginnt der Brief —, „erkannte ich aus Deinem Briefe, auch wenn Du es nicht ausdrücklich erwähnt hättest. Denn Deine Auffassung meines Verfahrens stimmt zu sehr mit der dort herrschenden überein, als daß ich sie ganz Deiner persönlichen Ansicht zuschreiben könnte; nur hast Du Dich als wahrer

Freund von der Mißdeutung fern gehalten, als sei ich durch fremden Einfluß bestimmt worden. Über die persönlichen Gründe meiner Überzeugung kann ich also Dir gegenüber hinweggehen; denn Du vertraust mir genug, um Dir selbst zu sagen, daß sie ehrenhaft und wohl erwogen waren.“ Nun folgt die eingehende Begründung seines Standpunktes, schließend mit der Äußerung: „Du wirst Dich überzeugen, daß ich dem Vaterlande durch das Opfer meiner persönlichen Existenz einen wesentlichen Dienst geleistet — wenigstens die Absicht eines solchen gehabt habe. Und nur die Absicht bestimmt ja den moralischen Wert einer jeden Handlung.“ Übrigens wurde Pinder im Januar 1849 in die I. Kammer und dann in die Deutsche Nationalversammlung gewählt. In Berlin nahm er zunächst Wohnung bei dem gemeinsamen Jugendfreunde Richard Lepsius, dem Egyptologen. Sein Präsidentengehalt sollte ihm fortgezahlt werden, er nahm es jedoch nicht an. Seinen Carl besuchte er in der Folge noch mehrmals, auch mit seiner Frau, Marie geb. Jachmann, der jüngsten Tochter des s. Z. wohlbekannten Pädagogen, die sich ihrerseits als Schriftstellerin einen Namen erworben hat. Er starb am 19. August 1867 auf seinem Gute Jarzombkowitz i. Schl., am Abend nach einer zum Besten der Gegend unternommenen Besichtigungsfahrt, plötzlich an einem Gehirnschlag. Der freundschaftliche Briefwechsel wurde dann mit seiner Witwe fortgesetzt.

Wie sich unser Papa selbständig gemacht und mit seinem Freunde J. F. Berger am 1. September 1830 in Kochs Hof am Markt eine Garn- und Seidenhandlung eröffnet hat, ist in seinen Aufzeichnungen zu lesen. Ebenso über seine ersten Geschäftsreisen, die in die Zeit der deutschen Nachklänge der Pariser Julirevolution fielen. Mündlich hat er uns noch erzählt, wie das „Gewölbe“ — so wurden damals vorzugsweise die meist nicht einmal heizbaren Geschäftsräume genannt — den besondern Vorteil eines zweiten Ausgangs nach dem Durchgang hatte, so daß er, wenn er vom Markt her einen Geschäftsfreund hatte auf die Einfahrt zukommen sehen, ihn noch auf dem Hof „abfangen“ konnte. Berger setzte sich schon 1852 zur Ruhe. Wer den gescheiten und wohlgesinnten, aber herzlich trocknen, ja pedantischen Mann, der auf das tadellose Äußere seines werten Ich so viel Sorgfalt verwandte und im übrigen mit seiner

Friedrike Weigt

* 25. Mai 1772
† 30. Jan. 1823 zu Naumburg a. S.

trefflichen Schwester ein so beschauliches Dasein führte, in dieser späteren Zeit kennen gelernt hatte, dem fiel es nicht leicht, sich vorzustellen, daß mit ihm der warmblütige, tatkräftige Voigt einen so guten Faden hatte spinnen können, wie das tatsächlich der Fall gewesen ist. Es mag wohl sein, daß dieser in ihm eine heilsam regelnde Hemmung des eignen raschen Wesens erkannt hatte. Auch seine späteren Gesellschafter wählte er sich nach ihren erprobten geschäftlichen Fähigkeiten, unter denen ihm stets die Zuverlässigkeit obenan stand, ohne aber in ein nahes persönliches Verhältnis mit ihnen zu treten.

Seine Verlobung mit Henriette Kuntze war schon reichlich zwei Jahre früher erfolgt. Daß sein Vormund Thränhart, als er Kenntnis davon erhielt, den seiner Ansicht nach äußerst unüberlegten Schritt hart tadelte, erwähnt er selbst. Mir liegt ein Brief Thränharts an Carls Schwager Dr. Stöckhardt vom 25. Mai 1829 vor, in dem er sein Bedenken darlegt und mit den Worten schließt: „Kurz, Carl ist mein Stolz und meine Freude gewesen, meine Liebe aber wird ihm immer und unter allen Umständen bleiben.“ Um so stärker zeugt es für Henriettens gewinnendes Wesen, daß der wackere alte Herr nach der ersten Stunde des Besuchs, den das Brautpaar in Naumburg machte, das Bräutchen als „sein liebes Töchterchen“ an sein Herz drückte.

Bald nach der Eröffnung des Geschäfts führte Papa die Braut heim. Die Trauung fand am 10. November — Luthers und Schillers Geburtstag — in Großzschocher statt; am Hochzeitsmahl nahm außer Henriettens Mutter und Bruder Wilhelm nur Julius Pinder, damals Referendar in Naumburg, teil. Am Abend zog das junge Paar allein in seine Wohnung auf der Hainstraße, die sie nach drei Jahren mit einer solchen in der Petersstraße, gegenüber dem Goldnen Hirsch, vertauschten, in demselben Haus, in dessen 4. Stock auch Henriettens Mutter damals wohnte. Es war ein reiches, in Schönheit und Wohlklang getauchtes Leben, das sich in den engen Räumen dieser Wohnung abspielte; sobald die Zahl der Gäste größer wurde, mußte der Vorsaal als der größte Raum zu Hilfe genommen werden. Schon kurz nach Henriettens Tod (15. Oktober 1839) hat unser Papa in deren hinterlassenes Tagebuch für seine beiden Töchter eine ausführlichere Beschreibung eingetragen.

Die Briefe, Gedichte, Tagebücher, Stammbuchblätter aus jener Zeit zu lesen, ist ein hoher, freilich mitunter recht zeitraubender Genuß. Vielleicht wird der darin verborgene Schatz noch einmal gehoben. Einstweilen mag der mit Erläuterungen aus den Tagebüchern und sonstigen Quellen veröffentlichte Briefwechsel zwischen Robert Schumann und Henrietten (Grenzboten 1892 und erweiterter Sonderabdruck daraus) wenigstens eine Vorstellung davon geben. Damit sich aber diese Vorstellung nicht zu weit von der Wahrheit entferne, muß man sich immer gegenwärtig halten, daß Leipzig damals eine Stadt von wenig mehr als 40000 Einwohnern war, die noch größtenteils innerhalb des Promenadenringes wohnten, — eine Stadt ohne Eisenbahnverkehr, ja ohne Droschken, ohne Gasbeleuchtung, ohne Dampfessen, von den umliegenden Dörfern, die sämtlich noch ein rein ländliches Gepräge trugen, höchstens mit vereinzelten Landhäuschen wohlhabender Stadtbewohner, durch breite Flächen von Wald, Feldern und Wiesen getrennt, mit manchen von ihnen nicht einmal durch einen Fahrweg verbunden; daß das alte Theater am Ranftschen Tor das einzige war und daß die Konzerte, abgesehen von den Kirchen, im wesentlichen auf das alte Gewandhaus, auf die Säle der Freimaurerlogen und den großen Kuchengarten angewiesen waren.

Einen wahrhaft väterlichen Freund hatte das junge Ehepaar, dem erst nach fünf Jahren ein Töchterlein geboren ward, seit 1833 an dem damals 64jährigen Hofrat Rochlitz, der im geistigen Leben der Stadt eine ähnliche Stellung einnahm, wie sie früher Gellert, dann Mahlmann eingenommen hatten; wohl der bedeutendste von Goethes Leipziger Freunden. Er besuchte, wenigstens den Winter hindurch, Voigts regelmäßig einen Abend in der Woche zu musikalischem Genießen und richtete dann auch bei sich eine regelmäßige Geselligkeit ein, die durch die Betrachtung seiner reichen Kunstsammlung, namentlich der wertvollsten Kupferstiche, über das Alltägliche hinausgehoben wurde. Zuweilen las man auch Theaterstücke mit verteilten Rollen. Auf einen solchen Abend, an dem sie Maria Stuart gelesen hatten, und zwar Henriette die Titelrolle, ihr Gatte den Melvil, bezieht sich ein Brief von Rochlitz, der für das Wesen des trefflichen Mannes besonders bezeichnend ist. Er ist vom 15. Dezember 1838 und lautet:

„Nach so schönem Abend eine so üble Nacht! Jetzt am Morgen aber von dieser nur weniger Nachklang in meinem Körper, und von jenem vieler Nachklang in meinem Geist und Herzen! Nur eines will mich stören, und dieses hinweg zu räumen, schreibe ich. Ich glaube nämlich — innerlich sehr aufgeregt, äußerlich schmerzlich belastet, wie ich war — ich glaube, Ihnen, liebste Freundin, für Ihre schöne und im 5. Akte ganz vortreffliche Leistung meinen Dank nicht so bestimmt und lebendig ausgesprochen zu haben, als ich ihn empfand. Ich wollte vorerst denen danken, die wahrhaft sich selbst, im Vergleich mit ihrem Sonstigen, übertroffen und (besonders Gilbert und Kübler) dargebracht hatten, wozu ich sie nicht für fähig gehalten. Und als ich endlich an Sie und Ihren Mann mich besonders wenden wollte, da standen schon alle — Sie beide auch — auf dem Sprunge, und im Hui war ich allein. Haben Sie mich mißverstanden, so wird dies Mißverständnis durch meine aufrichtige Erklärung gehoben sein; habe ich Sie von seiten der Empfindung, wenn auch nicht verletzt, doch gestört, so bitte ich: vergeben Sie es mir unter jenen Umständen. Ich setze nichts hinzu, außer: Von allem ohne Ausnahme, was uns insgesamt, die wir tätig Anteil genommen, gestern gelungen ist, war die Szene zwischen Maria und Melvil das in sich Vollendetste — das Vollkommenste. Freuen Sie sich dessen — beide; Sie können und müssen das um so mehr, da, um eben dies also darzulegen, man Verwandtes in sich tragen muß. Ich aber will mich mit Ihnen freuen, daß das so ist, daß ich veranlassen kann, es hervorzulocken, und daß die, durch welche es so hervorkommt, meine lieben Freunde sind und es mit mir ebenso gut meinen, als ich mit ihnen.“

Während des Sommers 1839 in Salzbrunn i. Schl., wo Henriette in Begleitung des Gatten und des fast vierjährigen Töchterchens Genesung suchte, aber nicht fand, empfing sie, wie von Mendelssohn, Schumann, Taubert und anderen Freunden, so auch von Rochlitz noch mehrere Briefe, von denen namentlich der letzte ein schönes Zeugnis edler, auf religiösem Grunde ruhender Lebensweisheit ist. Einem Briefe von Julius Pinder, der zufolge eines Unfalls erst nach Henriettens Tod in Leipzig eintraf, entnehme ich die folgende Stelle. Er spricht von seinem gegenwärtigen Glück, bei dem doch das Herz die

Sehnsucht nach Vergangenem festhalte. „Ob wir," fährt er dann fort, „jenseits auch mit dieser sehnsüchtigen Erinnerung an unsere Erdenjugend zurückdenken werden? Wie doppelt selig wird dann die Vereinigung mit denen sein, die wir auf Erden liebten und die das Erdenleben von uns trennte, wenn wir als reine Geister mit ungetrübtem Blick und unverhülltem Herzen sie wiedersehen und wieder lieben. Es ist ein seliger Gedanke, diese Vereinigung ohne Trennung, und dennoch halten wir an der unvollkommenen Gemeinschaft dieses Lebens so fest."

Von den vielen Briefen, die der junge Witwer in der Zeit der tiefsten Trauer erhielt, mag hier einer wenigstens im Auszug mitgeteilt werden, von der Mutter Caroline Pinder. Wenn die Teilnahme, schreibt sie, auch nicht helfen könne, so tue sie doch zuweilen dem zerrissenen Herzen wohl. „Und so folge ich denn dem Drange des meinigen, das mit seiner wahrhaft mütterlichen Liebe für Dich auch in diesem Sinne mit Dir und um Dich leidet und es nicht lassen kann, Dir dies, wenn auch nur mit wenigen schlichten Worten, zu versichern. Ich habe Dich in Deinem Schmerz gesehen und in der schweren bangen Ahnung des großen Verlustes, der Dir bevorstand, und habe damals schon in Deiner ganzen Haltung erkannt, wie Dich Gott vorbereitet hat, allmählich, langsam, das ungeheuer schwere Geschick zu ertragen . . . Ich weiß es gar wohl und habe es schmerzlich erfahren müssen, daß das Losreißen von einem geliebten Gatten vielleicht das Schwerste ist . . . Hatte mir auch Gott eine längere Dauer dieses ehelichen Glückes gewährt, so ist es doch wie mit zwei Pflanzen, die je länger je mehr ineinander verwachsen und endlich ganz zu einer geworden sind. Kommt nun der Gärtner (der Tod) und will sie wieder teilen, so muß er sie gewaltsam auseinander reißen, und während er die eine in einen bessern Boden verpflanzt, kann die arme zurückgebliebene nicht wieder Wurzel fassen. Doch sind wir ja dessen gewiß, daß der mitleidige Gärtner zu rechter Zeit kommen wird, um auch sie in jenes bessere Land hinüber zu tragen. Nur darf dies nicht eher geschehen, als bis sie ihren Beruf hienieden erfüllt und die Blumen und Früchte, welche sie noch zu tragen vermochte, willig dargebracht und neuen Samen ausgestreut hat. Du, mein teurer, lieber Carl, bist noch

solch eine mit Jugendkraft ausgerüstete Pflanze, und die jungen Sprossen neben Dir sind Dir von Gott und Deinem Jettchen gegeben, daß Du, auch als treuer Gärtner, sie für die Erde und den Himmel zugleich erziehen sollst. Dies ist das schönste Vermächtnis Deiner teuern Vollendeten, der Balsam, den sie in Deine Wunden gießt . . . Ja, gewiß, wem Gott Kinder gegeben hat, dem hat er reichen Trost verliehen, und selbst die Sorge um sie wird zur Wohltat für Dich werden. — Vergib mir, daß ich, von meinem Herzen fortgerissen, weit mehr schrieb, als ich gewollt."

Das heißt „trösten, wie einen seine Mutter tröstet." Es war gewiß im Sinne dieser mütterlichen Freundin, daß sich der junge Witwer nach Verlauf eines Jahres wieder nach einer Lebensgefährtin, einer Mutter für seine Kinder umschaute. Bertha Constantin, auf die seine Wahl fiel, hatte er schon längst als Schülerin und Freundin seiner Henriette gekannt. Nach deren Tod war sie ihm durch ihren freundschaftlichen Verkehr mit Alwine Jasper, die als nächste Freundin des Hauses schon während des Salzbrunner Aufenthalts die Wirtschaft geführt und die kleine Anna gepflegt hatte und nun die verwaiste Stelle treulich auszufüllen bestrebt war, allmählich näher getreten. Die Verlobung und die Hochzeit schildert er selbst in seinen Aufzeichnungen. Es war der Anfang eines neuen glücklichen Lebens, das sich über zwei Jahrzehnte erstreckte und sich seit 1845 in dem uns allen wohlbekannten Haus an der vorderen Ecke der damals noch sehr ländlichen und stillen Gartenstraße abspielte. Anfangs war das Obergeschoß vermietet. Als die Familie wuchs, nahm sie das ganze Haus in Beschlag, doch blieb das Erdgeschoß die eigentliche Familienwohnung, und nur für größere Gesellschaften wurden die Möbel des oberen Mittelzimmers ihrer Leinwandhüllen entkleidet.

Mutter Bertha lebt im Gedächtnis ihrer Kinder als Vorbild gewissenhaftester Pflichterfüllung, ernster Lebensauffassung und edler, auf religiösem Grunde ruhender Gesinnung. Offenen Sinnes für die Schönheiten der Natur, für Musik und bildende Kunst, besonders auch für gute Bücher, wußte sie diesen Sinn auch bei den Kindern zu pflegen. Dabei hielt sie, selbst von Jugend auf anspruchslos gewöhnt, streng auf gesunde Einfachheit der Lebensweise. Der von ihrem Gatten in Gemeinschaft

mit Herrn Amy Felix begründeten Kinderbewahranstalt widmete sie liebevolle Sorgfalt. Ich habe sie noch in ihrer besten Zeit kennen gelernt und durfte mich ihres Wohlwollens erfreuen; ich verdanke ihr u. a. die Bekanntschaft mit Beyschlags trefflicher Schrift „Aus dem Leben eines Frühvollendeten“.

Wie die beiden Eheleute Hand in Hand an der Erziehung der Kinder arbeiteten, dafür zeugt beredt ein Brief, den Papa von Karlsbad aus am 14. Juni 1853, Helenens 11. Geburtstag, nach Hause geschrieben hat. Schon früh 5 Uhr war er am Brunnen gewesen und hatte im Geiste Grüße an das liebe Geburtstagskind gesandt, das er mit der Mutter gern da hätte, damit sie sich an den schönen Aussichten und den vielen in Leipzig unbekannten Wald- und Feldblumen mitfreuen könnten, von denen seine Begleiterin Ottilie große Sträuße gepflückt hatte. Dann fährt er fort: „Gegen 6—6½ Uhr sah ich Dich im Geiste die Türe der grünen Stube öffnen, sah Helenen zögernd und mehrmals genötigt eintreten, einen Blick auf den Geburtstagstisch werfen und Dir dann um den Hals fallen. Du liebes, treues Mutterherz — ach, in solchen Momenten mußt Du ja fühlen, daß Dich Gott reich gesegnet in Deinem Berufe, daß er Dir zum Wollen auch das Vollbringen gab, und daß es Deine heilige Pflicht ist, Dich kräftig und fähig zu machen, Dein schönes Werk zu vollenden. — Du erlebst jetzt schon so viel Freude an unserer Helene, daß Dich das auch über das, was noch zu wünschen bleibt, beruhigen muß, ihre Reizbarkeit ist gewiß körperlich, und wir wollen zu Gott hoffen, daß sie sich mit den Jahren verliert. Die Geschichte mit dem Tintenfaß charakterisiert die so verschiedenen Naturen unserer beiden Mädchen trefflich — das kleine praktische Jettchen schafft Rat, während sich Helene dem ersten Eindruck des Schrecks überläßt und Trost bei der Mutter sucht. Ottilie würde wahrscheinlich weder das eine noch das andere getan, sondern die Folgen ruhig abgewartet haben. Trotzdem freue ich mich in mehr als einer Beziehung über sie; so teilt sie heute meine Sehnsucht nach ihrer Helene recht aufrichtig und hängt überhaupt mit großer Liebe an ihren Geschwistern. Sie beklagte sich in den ersten Tagen bitter gegen mich, daß Marie P. gar nicht nach den Kindern frage, so daß sie ihr nichts von ihnen erzählen könne. Dann finde ich, daß sie gar nicht putzsüchtig

ist, was hier, wo sich wirklich alles nach Kräften herausputzt, von mehr Bedeutung ist als zu Hause, und endlich sehe ich, daß ihrer Gesundheit der hiesige Aufenthalt wahrhaft gut tut, und freue mich daher, daß sie mich begleitete, sie sieht bereits viel munterer aus und hat stets Hunger. Anfänglich hatte sie allerlei Ausreden, wenn ich einmal englisch mit ihr lesen wollte; seit ich aber ernsthaft mit ihr gesprochen, bringt sie jedesmal beim Frühstück den Copperfield und liest mir 6—8 Seiten vor, abwechselnd mit Übersetzung der Stellen, die sie nicht versteht."

Etwa fünf Jahre später schreibt aus Elster die Mutter an ihre drei jüngsten Kinder: „Könnt Ihr Euch wohl denken, daß Eure Mama keine Zeit hat, Euch einen Brief zu schreiben? Und was macht sie denn den ganzen Tag in dem Elster? Sie hat kein Kind zu baden, keinem die Haare zu machen, keinem die Höschen auszubessern und keinem ein Kräuschen einzuheften, ja nicht einmal Suppe herauszugeben und Rechnungen zu machen hat sie hier. Dafür steht sie früh doch $^1/_4$ Stunde nach fünf auf, hat ihren Magenkrampf, und das ist eine schwere Arbeit, dann zieht sie sich hui, hui, hui an, denn sie muß in 10 Minuten fertig sein; $^1/_2$6 Uhr ist sie dann an der Quelle, trinkt Molken und Königsquelle, die ihr sehr gut schmecken, und geht dabei spazieren; das ist die zweite Arbeit, die ist schon leichter. Die dritte große Arbeit fängt $^1/_2$8 Uhr an, gerade wenn Ihr zwei Größeren in die Schule tappelt; das ist die hübscheste am ganzen Tage; denkt, da muß man zwei Tassen Kaffee trinken und zwei oder vier Pfennigsemmeln dazu essen und Sonntags gar ein Hörnchen —, nicht wahr, das ist doch genug zu tun? Darauf braucht man nötig eine Stunde Ruhe, denn nachher im Bade muß man die Perlchen zählen, die im Wasser aufsteigen, wie in einem Champagnerglase, und da sitzen an einem Finger gleich hundert. Seht, und davon wird man so müde, daß man nur noch sagen kann: ich danke Euch sehr schön für Eure lieben Briefchen, schreibt wieder einmal und behaltet lieb Eure Mama."

In ihren späteren Jahren war Mutter Bertha öfters leidend; je weniger sie selber an Schonung für sich dachte, desto ängstlicher war der Gatte dafür besorgt, sie vor allen Schädigungen zu bewahren — so namentlich auch vor Ausdehnung der Ge-

selligkeit bis in die Nacht. Ihren letzten Sommer verlebte sie in Kösen, wo sie bei der Familie von Schmettau liebevolle Aufnahme gefunden hatte, gepflegt von ihrer ältesten Tochter Ottilie, die ihr in dieser Zeit recht ans Herz wuchs. Zu Hause waltete unterdessen Helene, soweit nötig beraten von der wackeren Großmutter Constantin. In der Familie ihrer jüngsten Tochter, Frau Ida Haubold, wohnend, bildete die Großmama, von alt und jung hochgeschätzt und geliebt, auch im Voigtschen Familienkreis ein unentbehrliches Ergänzungsglied. Bis gegen Ende ihres 96. Jahres geistig und körperlich frisch, überlebte sie alle ihre Kinder. Ihr 90. Geburtstag ward im weiteren Familienkreis im Voigtschen Hause gefeiert; als Tafelschmuck hatte Papa eine mächtige Torte in Gestalt eines Hügels bestellt, um den sich schneckenförmig ein Weg bis zum Gipfel wand, die Stationen von 10 zu 10 mit bunten Fähnchen bezeichnet. Den Gipfel „100“ zu erreichen, war ihr schließlich doch nicht beschieden.

Im Sommer 1862, ein Jahr nach dem Tode der Mutter, hatte sich Helene mit dem jungen Katecheten Dr. Clemen verlobt, und innerhalb Jahresfrist folgte Ottiliens Verlobung mit mir. Die Reise nach Oberstdorf im Allgäu, zurück über Schaffhausen, Freiburg, Baden-Baden, Heidelberg und Frankfurt, die Papa anfangs August 1863 mit den beiden Brautpaaren und Jettchen unternahm, bezeichnet noch einen Höhepunkt in seinem Leben. Er war zwar behindert, an größeren Wanderungen zu Fuße teilzunehmen, da die Schmerzen in seinem linken Bein sich hie und da schon bemerkbar zu machen anfingen, aber für die Schönheiten der Alpenwelt waren Herz und Augen offen, und er führte lebhafte Unterhaltung mit dem Leipziger Buchhändler Gustav Mayer, der sich in Oberstdorf mit einem Blockhaus angesiedelt hatte, und mit dessen kunstgeübter Pflegetochter Fräulein Hasper, sowie mit dem lieben Ludwig Richter, der, mit seiner Tochter auf Reisen in Oberstdorf eingekehrt, beim Mittagessen mehrmals unser Tischnachbar war. In Heidelberg lud Papa den Vetter Hofmeister, der aus der Musikalienhandlung des Vaters in Leipzig heraus auf den dortigen Lehrstuhl der Botanik berufen worden war, zu einem Stelldichein in der damals noch bescheidenen Schloßwirtschaft ein. Mitten in der Nacht wurden wir dann durch das Rauschen

des nach langer Dürre endlich eingetretenen Gewitterregens geweckt. In Frankfurt, wo eben der Fürstentag versammelt war, durften wir beide noch zwei Tage bleiben, um Ottis Freundin Elisabeth Hoff, die Gattin des bekannten Richter-Schülers, und meine beiden alten Tanten zu besuchen. Es waren unvergeßliche Wochen.

Im folgenden Jahre, kurz nach unserer Hochzeit, besuchte Papa, da die Ärzte ein „zentrales“ Nervenleiden als Ursache der Lähmung vermuteten, auf deren Rat das Bad Oeynhausen. Jettchen begleitete ihn, Otti ließ inzwischen in seinem Haus umfängliche Erneuerungsarbeiten vornehmen, erkrankte aber darüber an einem Darmkatarrh, der ihr Leben ernstlich in Gefahr brachte. Als nach ihrer Genesung Papa zum erstenmal einen Abend in unserem jungen Heim auf der Querstraße zubrachte, saß er nach dem Essen behaglich mit der Zigarre in einem der mit braunem Plüsch bezogenen Lehnsessel, die er bei Durchsicht der Ausstattungsrechnung „furchtbar teuer, übrigens nicht einmal bequem“ gefunden hatte. „Hör' mal,“ sagte er zu mir, „hier sitzt sich's famos, Du könntest wohl für mich auch drei solche Sessel bestellen.“ Otti sah mich heimlich lächelnd an, sie kannte schon seine Art. Lebhaft, wie er war, unterlag er leicht einem Wechsel der Stimmung, auch der Ansichten, wenigstens in untergeordneten Dingen. Er konnte heftig aufbrausen, und wenn die Dienstboten etwas verfehlten, setzte es „ein gehöriges Donnerwetter“; aber dann war er bald wieder der gütige Herr. Wenn seine Kinder ihn um etwas baten, antwortete er meist zunächst mit einer Einwendung, öfters auch mit schroffer Abweisung — um dann bald die Erfüllung folgen zu lassen. Bei Geschenken schlug er gern, wie er sich auszudrücken pflegte, zwei Fliegen mit einer Klappe, d. h. er wandte den Kaufpreis oder den Lohn der Arbeit einem Anfänger oder unbemittelten Handwerker zu. Dabei kam freilich zuweilen „die andere Fliege“ etwas zu kurz; so beschäftigte er z. B. jahrelang aus Mitleid einen alten Tapezierer, der mit seinen Leistungen die Empfänger nicht gerade zu entzücken vermochte.

Zu gemeinnütziger Tätigkeit war er allezeit gern bereit. Von der 4. Kinderbewahranstalt, der er erhebliche Opfer brachte, ist schon die Rede gewesen. Das Ritterkreuz des Albrechtsordens, das er zu deren 25jährigem Stiftungsfest erhielt, war

eine wohlverdiente Auszeichnung. Von 1847 bis 53 gehörte er dem Armen-Direktorium, eine lange Reihe von Jahren hindurch dem Vorstande der auf die Förderung kleiner Leute berechneten Darlehnsanstalt für Gewerbetreibende sowie dem der Augenheilanstalt an. Die Handelskammer zählte ihn von Anbeginn an, 1862, zu ihren Mitgliedern, bis er sich durch sein Leiden 1866 zum Ausscheiden veranlaßt sah. Für fremde Not hatte er stets ein offnes Herz und eine offne Hand, aber auch da bewährte er sich als guter Haushalter: er prüfte zuerst und handelte je nach dem Ergebnis.

Die Geselligkeit in seinem Hause war stets schlicht, aber vornehm durch ihren geistigen Gehalt. Hatten früher Männer wie Rochlitz und Hofrat Clarus, Mendelssohn und Schumann, Petschke und Gilbert bei ihm verkehrt, dann Georg Wigand, Dr. Hermann und Raymund Härtel mit ihren Frauen, so jetzt Wigands Schwiegersohn, der Stadtrat, seit 1862 Vizebürgermeister Cichorius, dann dessen Nachfolger Dr. Stephani, der „lange“ und der „dicke“ Wenck, jener Appellationsrat, dieser Professor und berühmter Tischredner in Versen, die Musiker David, Moscheles, Reinecke, Hauptmann, Röntgen u. a. Ich erinnere mich z. B. eines Abends, der, nach dem Vortrag ernster Lieder durch Frau Hauptmann und Fräulein Moscheles, in sehr heiterer Stimmung endete, indem David, Moscheles und Reinecke in Darbietung musikalischer Schnurren wetteiferten.

Aus Anlaß der Aufführung der 9. Symphonie, für die Papa bekanntlich jedesmal 100 Taler stiftete, hatte er einmal — im Frühjahr 1865 — einen großen Teil des Orchesters, etwa 20 Mann, zu Tische geladen. Beim Nachtisch holte er dann einen Brief von Mendelssohn, den dieser 1839 von Coblenz aus geschrieben hatte, und las daraus folgende Stelle vor. Der Schreiber rühmt den schönen Sommer am Rhein, fährt dann aber fort: „Als Gegengift, glaube ich, hat der liebe Gott die Musiker in hiesiger Gegend wachsen lassen, die tragen eben nicht zur Anmut des Landes sehr wesentlich bei; da wird mir's immer ganz wohl und heimisch, wenn ich mit unsern Norddeutschen zusammenkomme und musiziere und nichts von Zank und Streit und antediluvianischen Klatschgeschichten zu hören bekomme. Einen Mann, wie Klengel, so grundehrlich und grundmusikalisch, können Sie in hiesiger Gegend in keinem

Orchester finden, und gegen den Herbst hin bekomme ich ordentlich zuweilen eine Sehnsucht nach dem Leipziger Musiktreiben.“ Da stürzten dem alten Klengel die Tränen aus den Augen; auf das Ordensbändchen im Knopfloch zeigend, das er 1864 bei seinem 50jährigen Jubelfest bekommen hatte, sagte er: „Als ich das bekam, habe ich mich sehr gefreut; aber dieses Lob geht mir doch noch darüber.“ Und seine Kollegen freuten sich mit ihm. Übrigens fehlte, so oft Musik im Haus aufgeführt wurde, fast niemals der wackere Andreas Grabau mit seinem Cello, der Meister mit der Kindesseele, nimmermüder Helfer bei jeder guten Hausmusik. Auch der Geiger Haubold, der Julius unterrichtete, ward öfters zugezogen. Mit David und Röntgen haben die beiden den Papa noch während seiner Krankheit mehrmals durch Quartettspiel erfreut. Auch die eigenen Kinder veranstalteten, um seine Sehnsucht nach edler Musik zu stillen, mit Hilfe von Freunden und Bekannten zuweilen größere Aufführungen: so Athalia, der Rose Pilgerfahrt u. a. Die Pauliner, denen Julius als außerordentliches und später seine Brüder als ordentliche Mitglieder, Papa selber als Ehrenmitglied angehörten, brachten ihm gleichfalls wiederholt Sangesgaben dar; so einmal unter Mitwirkung von Viktor Neßler, dem nachmaligen Schöpfer des Trompeters von Säkkingen, der zum Schluß die Gesellschaft durch ein prachtvolles Katzenkonzert in unbändige Heiterkeit versetzte.

Für solche Scherze, überhaupt für Humor, hatte Papa stets offnen Sinn, wie denn früher Jean Paul, später Fritz Reuter zu seinen Lieblingen gehörten. Er selber besaß, wie seine Schwester Luise, dramatische Begabung. Wenn er z. B. das Verfolgen, Einfangen und unvorsichtige Wiederloslassen einer großen Brummfliege vorführte oder die vergeblichen Versuche eines Kurzsichtigen, seine Radieschen mit Salz zu würzen, bis er schließlich in Verzweiflung den Kellner zu Hilfe ruft, konnte er einen großen Kreis ergötzen.

So neckte er auch gern die Enkel, an deren Gedeihen er seine herzliche Freude hatte. Durch Anschaffung eines eignen Wagens, für den ihm das Abkommen mit einem Lohnkutscher die Pferde sicherte, war er in Stand gesetzt, ohne Umstände öfters nach Sommerfeld zu fahren, wo sein Schwiegersohn Clemen bis 1868 Pfarrer war.

Eine neue Seite seines Wesens zeigt ein Brief, den er im Juni 1865 an den damals 15jährigen Woldemar geschrieben hat, und zwar von der Schweizermühle bei Königstein aus, wo er in Jettchens Gesellschaft sehr wohltuende Erholung fand, auch von seinen anderen Kindern abwechselnd besucht wurde. „Da ich," schreibt er, immer noch nicht weitere Spaziergänge machen kann, so sitze ich bei gutem Wetter gewöhnlich vormittags an der Marien-, nachmittags an der Herkules-Quelle, meinen beiden Lieblingsplätzchen, und lese da oft stundenlang ein hübsches englisches Buch, während Jettchen größere Wege macht. Als ich so vorgestern an der Herkules-Quelle saß und, vom Lesen ausruhend, dem Spiel der klaren Quellchen zusah, bemerkte ich, was mir seither entgangen oder was ich nicht gewußt, daß auch Insekten sich in gewissem Sinne baden. Erst kam eine große, ins Blaue schillernde graue Fliege, die einige Male über das Wasser hin- und herflog und dabei, ganz nach Art der Schwalben, so derb aufschlug, daß sich Ringel bildeten, worauf sie sich auf einen sonnigen Stein setzte und sich putzte und trocknete. Dann kam eine langbeinige Riesenmücke, die langsam hin- und herflog und dabei die Beine das Wasser berühren ließ, als ob sie Schlittschuh führe. Hierauf sauste ein Käferchen mit blitzschnellem Flügelschlag, so wie sich eine Kinderwindmühle im Winde dreht, quer über das Wasser hin, sodaß ich kaum mit den Augen folgen, auch nicht bemerken konnte, wo es landete, und dazwischen flogen eine Menge winziger Insektchen hart über das Wasser dahin, die vielleicht, für mich unsichtbar, auch ein kurzes Bad nahmen, gewiß aber wenigsten Kühlung bei dem schwülen Wetter suchten. Ist das nicht reizend, aber auch rührend zu denken, wie Gott auch für das kleinste und geringste seiner Geschöpfe sorgt, und nicht bloß dafür, daß es lebt und seine Nahrung findet, sondern daß sich's auch seines Lebens freut? Wahrhaftig, man sollte mutwillig kein Tierchen, solange es einen nicht quält, töten!"

* * *

Daß sein Sohn Julius dereinst in die Firma Berger & Voigt eintreten sollte, war seit langer Zeit als selbstverständlich behandelt. Er war zunächst Ostern 1862 als Lehrling aufgenom-

men und bereits Weihnachten 1863 zum Kommis ernannt worden, ging aber Ostern 1864 zu seiner weiteren Ausbildung nach London, auch für einige Zeit nach Paris. Diese Jahre kamen zugleich seiner allgemeinen Bildung, namentlich auch der Selbständigkeit des Charakters zugute; ebenso seinem Geigenspiel, für das hier zuletzt David sein Meister gewesen war. Als ein Gereifter kam er zurück. Papa selber, der ein rasches Fortschreiten seiner Krankheit befürchtete, wünschte möglichst bald aus dem Geschäft auszuscheiden. So wurde Julius noch vor vollendetem 21. Lebensjahre mündig erklärt und trat mit dem 1. April 1866 als Teilhaber in die Firma ein, Papa schied gleichzeitig aus. Zu seiner Freude wußte sich Julius, der inzwischen der Stolz seiner Geschwister geworden war und sich die volle Liebe seiner Schwäger gewonnen hatte, auch rasch das Vertrauen und die Liebe seiner Mitarbeiter zu erwerben. Da erkrankte der kräftige junge Mann, gerade an Papas Geburtstag 1867 — er hatte am Abend mit Otti beim Forellenquintett mitwirken sollen — in besorglichem Maße. Bald wurde Typhus festgestellt, die Fieberhitze wuchs — von den heilkräftigen Bädern wollten ja damals die zünftigen Ärzte noch nichts wissen —, und am Vormittag des 5. Dezember sahen wir ihn verscheiden. Es war ein harter Schlag. Für Papa, der seinem Lebenswerke durch ihn noch eine weite Zukunft gesichert zu sehen geglaubt hatte, bedeutete es zugleich die Vernichtung dieser Hoffnung, denn die beiden jüngeren Söhne wollten sich wissenschaftlichen Berufen widmen, und er ließ verständig sie darin gewähren. Aber er war tief gebeugt. Zum Gedächtnis des Frühvollendeten bestellte er beim Meister Preller die große Landschaft mit dem barmherzigen Samariter, um sie dem städtischen Museum zu widmen, dem er schon 1856 das Bild „Johannes der Täufer“ von Cardi geschenkt hatte.

Ein wahrer Segen war es für ihn, daß Fräulein Hedwig Parreidt, die sich schon früher einmal als Helferin im Hause bewährt hatte, in der Lage war wieder einzutreten und die Geschäfte der Hausfrau zu übernehmen. Mit den Kindern stand „Tante Hedwig“ noch von früher her auf dem Fuße des vertraulichen „Du“, auch die Enkel waren ihr zugetan, und ebenso lernten die Schwiegersöhne sie bald hochschätzen. Sie hat bis nach Papas Tod diese Stellung bekleidet — zeitweise unter

schweren Opfern; denn natürlich war der Kranke zuweilen arg mißgestimmt. Die traurigsten Wochen verlebten wir, als er — wohl infolge häufigen Gebrauchs des Chloralhydrats, das damals noch für unschuldig galt, — geistige Störung zeigte und unter Wahnvorstellungen litt. Doch das ging vorüber. Im Ganzen ist uns auch von diesen Jahren ein freundlicher und erhebender Eindruck geblieben. Einen treuen Helfer fand übrigens Tante Hedwig einige Jahre nach ihrem Wiedereintritt an dem „Onkel Beer" — so nannten ihn die Enkel, und die Erwachsenen eigneten sich die Benennung an: Dr. Rudolf Beer, nachmals Professor an der Thomasschule, ein Kind des Thüringer Landes. Als Vorleser in das Haus aufgenommen, gab er bald viel mehr: sangeskundig und ein tüchtiger Musik- und Literaturkenner, war er zugleich einer von den begnadeten Menschen, die überall sehen, wo's fehlt, und ohne viel Worte selber Hand anlegen. Mit der Unterbrechung durch sein Freiwilligenjahr hat er bis gegen Ende der siebziger Jahre, zuletzt neben seiner Stellung an der Thomasschule, der Familie unschätzbare Dienste geleistet.

Zu den treuen, wenn auch seltenen Besuchern gehörte Papas Beichtiger, der würdige Pastor Ahlfeld, der mit seinem kernigen Wesen die besondere Gabe verband, durch Ernst und Scherz gleich ermunternd und erhebend auf den Kranken zu wirken. Wiederholt hat er im Laufe der Jahre gemeinsame Abendmahlsandachten der Familie gehalten; auch denen unter uns, die mit seiner theologischen Richtung nicht übereinzustimmen vermochten, waren das Stunden voll echter Weihe.

Geweihte Stunden waren es auch, wenn Frau Clara Schumann, die, so oft sie nach Leipzig kam, nicht versäumte, den alten Freund aufzusuchen, zu verabredeter Zeit ihm und uns vorspielte; schon die bloße Gegenwart dieser edlen Priesterin der Kunst bewirkte, daß man sich reiner und besser und glücklicher fühlte. Einmal, gegen Ende Oktober 1871, gab sie mit Frau Amalie Joachim hier ein Konzert. In einem diktierten Briefe berichtete Papa seinen Königsberger Kindern: „Die Anwesenheit der Schumann und Joachim hat auch mir einen großen langentbehrten Kunstgenuß verschafft. Erstere bot mir an, mit letzterer Sonntag Mittag zu kommen und eine quasi Probe zu ihrer Montags-Soirée vorher abzuhalten. Das war ein seltener, ja einziger Genuß, besonders Frauenliebe

und -Leben von den beiden herrlichen Frauen zu hören, die beide so ergriffen waren, daß sie das letzte Lied: ‚Nun hast du mir den ersten Schmerz getan‘ vor Bewegung nicht vollenden konnten.“ Das war uns nicht minder eine Erinnerung fürs Leben.

Auch Papas alter Humor kam noch öfters zum Durchbruch. Selbst seine diktierten Briefe legen davon Zeugnis ab. Woldemars hatten bei ihrer Übersiedelung nach Königsberg ihre Kanarienvögel zurückgelassen. Da läßt er nach einiger Zeit „Carlchen“ selber seinem „vielgeliebten Pflegemütterchen“ drei Seiten lang über sein und seiner Geschwister Ergehen berichten: „So höre denn nun,“ heißt es darin, nach einer Entschuldigung ob seines langen Schweigens, „daß ich nicht mehr den schönen großen Bauer bewohne, in dem du mich zuletzt gesehen. Eines Tages wurde dessen Tür an die offene Tür des Familienbauers gerückt. Neugierig, wie du mich ja kennst, schlüpfte ich in den Familienbauer, bald darauf hüpfte Schwester Luise in den meinigen, und beide Türen fielen hinter uns zu. Onkel Voigt meinte, nun sei er doch den Schreihals los, und freute sich über das sanfte Gepiepse meiner Schwester. Mir gefällts jetzt natürlich unter meinen Brüdern und Schwestern viel besser, und wenn ich mich auch manchmal mit ersteren herumbeiße, so ist das doch nicht böse gemeint, und wir sitzen abends ganz verträglich auf unsern Stängelchen neben einander und schlafen bis zum frühen Morgen. Ärgerlich ist mir nur, daß dem Onkel mit seinem zunehmenden Alter die Fähigkeit abzunehmen scheint, unsere musikalischen Talente zu würdigen“ usw.

Ein andermal, kurz vor Weihnachten 1875, wendet er sich an den Knecht Ruprecht, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er ihm in diesem schlimmen Jahr einen so großen Wunschzettel einschicke, nachdem er ihn doch habe wissen lassen, daß diesmal nur Notwendiges verschenkt werde. Und nun gar Champagnergläser? Fast scheine ihm, als wolle die Bittstellerin mit ihren kleinen Beinen große Sprünge machen und gedenke große Gesellschaften zu geben usw. Sie möge doch auch bedenken, wie sehr sie sich mit solchem zerbrechlichen Tand den künftigen Umzug erschwere. So gehts noch ein Stück fort bis zum versöhnenden Schluß: „Sie soll sich aber trotzdem immer ein wenig auf die Leipziger Weihnachtsbescherung freuen, der

olle Schwiegerpapa, der sie trotz alledem und alledem so sehr lieb hätte, würde seine letzten Groschen aufwenden, um ihr Freude zu machen."

Ja, Freude zu machen — das war immer seine größte, in diesen letzten Jahren oft seine einzige Freude. Und was waren es manchmal für gute, ja große Gedanken, die ihm in stillen Stunden auf seinem Krankenlager zuflogen! An dem Haus auf der Inselstraße, in dem Robert und Clara Schumann gewohnt hatten, und an Mendelssohns letzter Wohnung in der Königsstraße ließ er mit Genehmigung der Eigentümer marmorne Gedenktafeln anbringen. Während des französischen Kriegs, an dem sein Sohn Woldemar teilnahm, ließ er Mendelssohns Briefe an Henriette, die ich mit seiner Erlaubnis in den Grenzboten veröffentlicht hatte, nochmals besonders zum Besten der Verwundeten drucken und versandte das zierliche Heft mit der Bitte zur Weiterempfehlung an solche, bei denen er auf Erfüllung dieser Bitte rechnen durfte. Daß er dann zur Friedensfeier auf der Rosentalwiese die Eiche pflanzen ließ, an der jedesmal in der Frühe des 2. September eine erhebende Feier stattfindet, war seine eigenste Idee. Und in demselben Jahr überraschte er mich mit dem Auftrag, ein Schreiben an den Rat der Stadt für ihn aufzusetzen: er wolle tausend Taler zu dem Zwecke stiften, daß alljährlich am Vorabend des Sedantages am Napoleonstein ein großer Holzstoß angezündet und daß mit Ansprachen und Gesang dem Herrn, der „der rechte Kriegsmann" ist, für den Sieg gedankt werde — eine Feier, die neuerdings, nach Umgestaltung jener Gegend, mit unserer Zustimmung in eine Gasfackelbeleuchtung des Siegesdenkmals verwandelt worden ist.

Mit seinen Schwestern, die er sämtlich überlebte (vergl. Anl. I) und mit deren Kindern stand er auf bestem Fuße; mehrere von diesen haben, auch für längere Zeit, Aufnahme in seinem Hause gefunden oder sonstige Förderung von ihm erfahren; „Onkel Carl" war der stets bereite Rater und Helfer.

* * *

Von seiner letzten Leidenszeit nur noch wenige Worte. Im Frühjahr 1881 ward eine raschere Abnahme der körperlichen und geistigen Kräfte merklich. Während er bis dahin

an allem, was die Welt, das Vaterland oder die Stadt bewegte, lebhaften Anteil genommen hatte, verhielt er sich jetzt meist gleichgültig. Ein letztes Wort herzlicher Teilnahme sagte er mir, als ich vom Begräbnis meines Vaters in Chemnitz heimkehrte, der am 25. Mai gestorben war. Am 15. Juni schloß er selber die Augen zum letzten Schlummer.

„Ich habe einen guten Kampf gekämpft“ — dieses Wort des Apostel Paulus legte bei der Trauerfeier — es war am Gedenktage von Waterloo — Pastor Valentiner seiner Rede in dem stark angefüllten Hause zu Grunde. „Beati mortui“ von Mendelssohn hatten zuvor die Pauliner gesungen. Namens der 4. Kinderbewahrenstalt rief Pastor Zinßer dem Begründer warme Worte des Dankes nach. Auf dem alten Johannisfriedhofe wurde der Zug, den die Pauliner eröffneten und in dem die Firma Berger & Voigt durch ihre Teilhaber und die sämtlichen Angestellten vertreten war, von den Bläsern des Gewandhaus-Orchesters mit dem Choral „Jesus meine Zuversicht“ empfangen. Nachdem der Sarg in dem Erbbegräbnis, das schon seit Jahrzehnten die Inschrift „Carl Voigt und die Seinen“ trug, zwischen den Gräbern seiner beiden Gattinnen niedergesetzt worden war, sangen wiederum die Pauliner, und zwar das Lied von Petschke „Dringet durch Wolken, tiefempfundene Lieder.“ Dann legte in einer von der Kraft des Evangeliums getragenen Rede Schwager Clemen Zeugnis davon ab, was der Verblichene den Seinen gewesen. Er sprach auch, als nach der Einsenkung des Sarges ein Teil des Thomanerchors einen Choral gesungen hatte, den letzten Segen.

* * *

War durch die spätere Leidenszeit das Bild des Mannes, den wir ebenso als einen auserwählten Menschen, wie als gütigen Vater verehrten, etwas verblaßt, so tauchte es doch bald in seiner alten Frische wieder auf. Daß aber auch den Enkeln und weiteren Geschlechtern seine Lichtgestalt lebendig werde, dazu möchten diese Blätter, die unter treuer Beihilfe der Geschwister entstanden sind, ein Scherflein beitragen.

Leipzig, im November 1905,

Julius Gensel.

Anlage I.

Überblick über den weiteren Familienkreis.

I. Carl Voigts Urgroßvater **Konrad Voigt** wurde 1724 Kantor in Vippach bei Erfurt; er verheiratete sich am 1. XI. 1729 mit *Marie Sophie Schmidt* und nach deren Tod († 23. VI. 1738) noch zweimal. Er selber starb, 52 Jahr alt, 30. VII. 1758. Soviel bekannt, stammte er aus Erfurt. Dort lebten später seine beiden Söhne erster Ehe: Samuel Christian, * 26. XII. 1730, Gastwirt zum weißen Roß, der sich am 19. XI. 1752 mit Anna Christiane *Bach* aus Marbach verheiratete und in den Jahren 1753—67 vier Söhne und zwei Töchter taufen ließ, und der unter II genannte.

II. Der andere Sohn, Carls Großvater, Dr. **Georg Christian,** * 19. I. 1734 in Vippach, war Regierungs- und Gerichts-Advokat, Rats-Ober-Bauherr, Ober-Feuer-Kommissar und Inspektor der St. Johannis- oder Augustiner-Kirche in Erfurt. Er verheiratete sich 30. XI. 1771 mit *Martha Christiane* verw. Schellhaas, Tochter des Kaiserl. Notars Johann Stephan *Müller*, ebenfalls in Erfurt. Er selbst starb am 13. I. 1796 im 62. Lebensjahr, seine Witwe 7. II. 1801 im 64. Aus dieser Ehe stammten der unter III genannte Sohn und drei Töchter: Sophie Auguste, Albertine und Margarethe. Weiteres ist über diese nicht bekannt.

III. **Adam Friedrich Christian** * 6. X. 1772 in Erfurt, † 6. III. 1809 als Dr. jur. und Advokat in Naumburg. Verheiratet hatte er sich 11. II. 1796 m. *Friederike* Sophie Elisabeth *Kirsten*, * 25. V. 1772 in Naumburg, † 30. I. 1823 ebenda. Aus dieser Ehe stammten sechs Kinder:

1. **Friederike** Caroline, * 16. II. 1799, Erfurt, † 31. X. 1831, Grimma. Vm. 1819 m. Otto Heinrich **Curt von Welck,** Landesreg.-Assessor, Dresden, dann Amtshauptmann, Grimma, * 1793, Leipzig, † 1868, Grimma.

   1 Kind früh †, Geschlecht unbekannt; 1 Sohn (verh., — Kd.); 3 Töchter: 1) **v. d. Planitz** (1 Sohn, 2 Enkel); 2) **Montfort** (1 Tochter: **Keller,** ? Kdr.), dann **Sautier** (1 Sohn, 2 Enkel); 3) unverh. †.

2. Anna **Rosalie,** * 14. III. 1800, Naumburg, † 9. X. 1813 ebenda.

3. **Emilie,** * 17. II. 1803, Naumburg, † 12. VIII. 1871, Kösen. Vm. 5. V. 1828 m. Dr. jur. Heinrich **Robert Stöckhardt,** Rechtsanwalt, Bautzen, dann Professor und Staatsrat, Petersburg, * 1802, Glauchau, † 1848, Petersburg.

   6 Söhne (davon 4 verh., 5, —, 3 und 2 Kinder); 2 Töchter: 1) **Cantoni** (— Kinder); 2) **Soehlke** (2 Söhne).

4. **Carl** Friedrich Eduard, * 26. XI. 1805, Naumburg, † 15. VI. 1881, Leipzig. S. Anl. III.

5. Amalie **Luise,** * 19. VII. 1807, Naumburg, † 3. XI. 1855, Schl. Lissa. Vm. 25. VIII. 1831 m. **Carl** Paul Emil Theodor **Brunnquell,** Landesdirektions-Sekretär, Weimar, * 25. XII. 1790, † 4. II. 1833 ebenda.

   1 Sohn (verh., 5 Söhne, davon 2 verh., mit 6 u. 2 Kindern, und 3 Töchter, davon 1) und 3) früh †, 2) **Landmann,** mit 1 Sohn u. 1 Tochter); sodann 1 Tochter: **Kaiser** (2 Söhne, verh., mit 8 u. 3 Kindern; 3 Töchter: 1) **Hoffmann-Fallersleben,** mit 1 Sohn u. 2 Töchtern; 2) früh †; 3) **Rasch,** mit 1 Tochter).

6. **Woldemar,** * 4. IV. 1809, Naumburg, † 29. XII. 1820 ebenda.

Anlage II.

Zu der kleinen Ausstellung aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstags CARL VOIGTS.

Die Ausstellung befindet sich im Musikzimmer meines Hauses, Hillerstraße 3, und in den anstoßenden beiden Zimmern der Hausbibliothek.

An der Wand rechts vom Eingang hängen die Bilder meiner Schwiegereltern: **Carl Voigt,** die beste Photographie, 1866, und **Henriette Voigt** geb. *Kuntze,* * 1808, Bleistiftzeichnung von Friedr. Keil, wenige Monate vor ihrem Tod, 1839. Dazwischen das Bildnis **Felix Mendelssohns,** das Henriette 1835 zum Geburtstag erhielt, gemalt nach F. Th. Hildebrand in Düsseldorf von einem seiner Schüler, der daraufhin den Auftrag erhielt, es nochmals für den Gürzenichsaal zu kopieren. Darunter **F. Rochlitz,** nach dessen eigenhänd. Bemerkung gez. von Gießmann 1833. Links **Robert Schumann,** Photogr. nach der Kreidezeichnung von E. Bendemann, die Frau Clara Schumann als das beste Bildnis ihers Mannes bezeichnete. Rechts **W. Sterndale Bennett,** Lithographie, 1844, mit eigenhändiger Widmung.

Zu beiden Seiten der Fenster: links, auf Staffelei, **Carl Voigt,** Ölbild von W. Jordan, 1841; rechts seine Mutter **Friederike** geb. **Kirsten** (* 1772, † 1823) als j. Mädchen, gem. v. Schroeter 1787.

In der Ecke, neben der Beethoven-Büste (von M. zur Straßen): links **Henriette Kuntze,** in Deckfarben gem. v. Tülker, Berlin 1825, dann Voigts ältere Schwester **Emilie** verw. Staatsrat **Stöckhardt** („Tante Emmy"), † 1871, in Photographie; darunter **Henri Vieuxtemps** als Wunderknabe, Lith. m. eigenhänd. Widmung. — Rechts **Julius Voigt,** * 1845, † 1867, Photogr., darunter derselbe im Sarg, gez. v. s. jüng. Bruder Woldemar. Weiter 2 Bildnisse der 2. Gattin Carl Voigts,

Bertha geb. *Constantin*, * 1818, † 1862, 1) Photographie, 2) Zeichnung von Susette Hauptmann, 1846, mit Haarlocken der vier damals lebenden Kinder, von 1847. Dazwischen die Ölskizze zum „Barmherzigen Samariter" von Preller, dem Bilde, das Voigt zum Gedächtnis seines Sohnes Julius dem Museum geschenkt hat. Darunter **Anna Voigt**, * 1839, † 1844, im Tode, Bleistiftzeichnung, wohl von Emil Kirchner.

Über der Zeichnung von Frau Hauptmann: Kochs Hof mit dem 1830 begründeten Garn- und Seidenhaus **Berger & Voigt**, zur Jubelfeier 1880 gemalt von Sundblad.

Unten ausgemalte Photographie von Voigts Wohnhaus und verschiedene kleinere Bildnisse in Photographie: Carl Voigt mit Fräulein **Hedwig Parreidt** und s. jüngsten Sohn auf der Gartenterrasse; sein Gesellschafter **J. F. Berger**; sein Vorleser Dr. Rud. **Beer**; nochmals Fräulein **Parreidt**; Moritz und Susette **Hauptmann**; Wilh. **Taubert**; Johannes **Brahms**, auf der Rücks. eigenh. gez., Nov. 1878. F. G. **Haubold**, Julius Voigts Geigenlehrer, Lithogr.

Auf dem Tische versch. Notenhefte mit gedruckten oder handschriftlichen Widmungen; in dem einen die ausgestrichene Widmung **Schumanns** an Fräulein **von Fricken.** Ferner das Stammbuch, das **Mendelssohn** seinem Patchen Ottilie geschenkt hat, mit Bibelsprüchen und versch. Einträgen.

Zur Eingangswand zurückkehrend: Glaskasten mit versch. auf Carl Voigts Leben und Tod bezügl. Schriftstücken; u. a. die seinen Kindern gewidmete Lebensbeschreibung; **Verhulsts** Grabgesang zum 18. X. 39 und **Eusebius-Schumanns** „Erinnerung an eine Freundin" (N. Zeitschr. f. Musik v. 15. XI. 39); Brief von **Clara Schumann** an die älteste Tochter nach Voigts Tod — „einen treuen Freund, wie sie selten im Leben sind".

Größerer Glaskasten am Fenster, enthaltend: die Miniatur-Bildnisse von **Carl Voigt** und **Henriette Kuntze** als Brautleute, gem. v. Jung. — Gedichte von **Friederike Voigt**, herausg. von Tiedge — Briefe von **Carl Voigt**: die Einladung zur Hochzeit (10. XI. 30) an den „einzigen" Freund **Julius Pinder**; an seine 2. Gattin, d. Z. in Kösen, v. 6. V. 49, u. a. über den Aufstand; an seinen Sohn Julius, aus Karlsbad, 17. VI. 53. — Briefe an ihn, u. a. von **B. Genelli**, das Bild im Bibliothekzimmer betr.; von seiner mütterl. Freundin **Caroline Pinder**, nach Henriettens Tod; von **Bennett**, 17. III. 41, mit Äußerung über den gemeins. Freund Dr. **Gilbert**: if I were prime

Minister in England, I would find a capital place for him, always rememb'ring that travelling would please him better than a sedentary employment; von **Pinder,** Febr. 1849, seine Entlassung (z. D.) als Oberpräsident von Schlesien betr.; von **R. Schumann,** Düsseldorf, 16. XI. 53, u. a. Herausgabe s. Schriften betr.; von **Clara Schumann,** Lichtental, 25. V. 71, u. a. über den Verlust ihres Schmuckes: „Nun, man muß denken, es hätte ja viel Schlimmeres einen treffen können"; von **Jenny Lind-Goldschmidt,** 1. V. 71, Dank für Mendelssohns Briefe; von **J. Brahms,** März 77, Auskunft über angebl. Enkelinnen Haydns. — Versch. Gedichte u. s. w.

Im Bibliothekzimmer I, dem Eingang gegenüber, **Carl Voigts** Medaillon-Bildnis, modelliert von Prof. M. zur Straßen. Darunter das erwähnte **Genelli**'sche Bild (Wasserfarben), die Fortschaffung eines Orangenbaums darstellend. Auf dem Sims darunter: **Alwine Jasper** (nachm. Frau Schlick), Kreidezeichnung von Schlick 1854; zu beiden Seiten kleine Photographien: Clara Schumann, Livia Frege-Gerhard, Andreas Grabau, Julienne Flinsch-Orwil, Pastor Ahlfeld u. s. w.

Auf dem Kamin zwischen den beiden Türen Adolf Hildebrands Büste der Frau **Clara Schumann.**

Am Fenster im Glaskasten: Henriettens kleines Stammbuch (1831—34); daraus einzeln: Blätter von **Herm. Petschke, Chr. Weinlig, J. W. Calliwoda, W. Taubert, C. F. Rungenhagen, Friedrich Rochlitz, Moriz Ganz** und **Benj. Groß.** Dann das größere Stammbuch, Geburtstagsgeschenk ihres Mannes (1834—39); daraus einzeln: Blätter von **Ludwig Schunke,** Religioso zum Geburtstag; **F. Mendelssohn-Bartholdy,** Gondolierlied (dazu sein Brief, s. weiter unten); **L. Spohr; Carl Loewe,** die in seiner Selbstbiogr. erwähnte Stegreif-Komposition eines Gedichts von Henriette; **Ignaz Moscheles; Adolph Henselt; Ludwig Berger,** Henriettens Lehrer; **Robert Schumann,** das große < (Wachsen der Freundschaft); **Clara Wieck; C. G. Reißiger,** Improviso zum Sylvester; **J. N. Hummel** (wenige Monate vor seinem Tod). — Ferner **Henriettens** Brief an **Alwine Jasper,** Coblenz, 16. VI. 35, den Jansen in seiner Ausg. v. Schumanns Schriften II, S. 518 mitteilt („Als wir ihn, d. h. Mendelssohn, wiedersahen, hatte er schon den Absagebrief für Leipzig in der Tasche" u. s. w.). — Henriettens Tagebücher, Schreibkalender u. s. w.

Im Bibliothekzimmer II, der Tür gegenüber, auf Staffelei: **Henriette Kuntze** als Kind, Pastellbild. — Auf dem Pult an der Fensterseite: **Briefe** an sie aus den Jahren 1831—39, und zwar

I. auf der vorderen Seite Briefe von Musikern: **Ludwig Berger,** Dresden, 24. X. 36 (bei Jansen a. a. O., S .210 f.); **L. Spohr,** Cassel, 22. IV. 38, Ankündigung seines Besuchs, Bericht über Paulus-Aufführung u. s. w.; **Heinr. Panofka,** Paris, 18. XII. 35 („Ich glaube nun einmal an Geister . . . und was ist Musik anderes als die Sprache der Geister?"); Gebr. **Moriz** und **Leop. Ganz** („Die Gänze"), Berlin, 1. X. 36; **Felix Mendelssohn-Bartholdy,** Düsseldorf, 18. III. 35 (mit dem Stammbuchblatt, s. o.): „Gestern habe ich ein kleines Stück aus fis mol auf dem Clavier gespielt, das will ich drauf schreiben" u. s. w.; **Wilh. Taubert,** Berlin, 22. VIII. 34, u. a. über Kompositionen von Schunke und Schumann; **Bennett** (s. o.) o. D., in gebrochenem Deutsch; **Ferd. David,** 1. XII. 36, bei Rücksendung eines Bandes von Jean Paul; **Franz Hauser,** o. O. u. D. (Leipzig 1834); **Ludwig Schunke,** 29. I. 34; **Moritz Hauptmann,** Cassel, 6. VI. 38, u. a. über den Tod von Therese Spohr; **Robert Schumanns** 1. Brief; **Clara Wieck,** Breslau, 2. III. 36: „Von Schumann ist hier gar nichts bekannt, darum werde ich mein Möglichstes tun"; **C. M. Stamaty,** Leipzig, 29. IX. 36, mit einigen „chétives productions."

II. auf der Rückseite Briefe von anderen Freunden: **R. Lepsius,** Gött., 12. II. 31 (10 Seiten engste Schrift); **Bendemann** sen. (in dessen Haus sie lange gewesen) 8. XII. 35, Glückwunsch zum Töchterchen; **Caroline von der Malsburg,** Cassel, 26. VI. 38, 5 Seiten, u. a. über Spohr: „in jeder Beziehung eine außerordentliche Erscheinung"; **Henriette Spohr,** 1. III. 38 (kurz vor ihrem Tode, s. o.); von **F. Rochlitz,** der erste (16. III. 33) mit den 4 Bdn. „Für Freunde der Tonkunst" und der letzte Brief (13. IX. 39), Trost für die Kranke; **Tito Ricordi,** Prag, 4. VII. 38 (unterwegs erkrankt): „questa volta non eravi l'ottima Enrichetta, che avesse per me tanta cura!!"; Kanzler **Fr. v. Müller,** Weimar, 26. XI. 37, W. Taubert betr.; **Emil Kirchner,** München, 29. V. 37; **Alwine Jasper,** 31. VII. 39, Bericht vom Haus an die Kranke. Endlich 2 Briefe, die erst nach Henriettens Tod in Leipzig eintrafen: von **Julius Pinder** in Königsberg (u. a. vom Wiedersehen im Jenseits) und von **Henriette Witte** in Berlin: „Ewig Deine Freundin wie keine Andere."

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

öttcei ß, Mollwo.

Johannes
* 2. XII. 1854
Leipzig,
Prof. Dr. phil.,
Gymn.-Oberlehrer,
Leipzig,
× 19. V. 1880
Friederike Marie
Elisabeth
Ehrhardt
* 8. XII. 1857
Dresden.

Käthe
Agnes
* 7. VII. 1886
Leipzig.

Eva Ottilie
* 15. III. 1891
Leipzig.

Carl **Georg**
* 16. IV. 1881
Leipzig,
Dr. phil.,
d. Z.
Einjährig-
Freiwilliger,
Dresden.

Hans
* 17. VII. 1884
Leipzig,
† 28. I. 1885
Leipzig.

Else
Bertha
Mathilde
* 22. X. 1891
Leipzig.

Grimme
& Trömel
Leipzig